

Wolfgang Huber

Predigt am letzten Sonntag vor der Passionszeit, 23. Februar 2020,

in der Alten Dorfkirche Zehlendorf

Lukas 18, 31-43

I.

Vor zwei Tagen, am Freitag in der Mittagszeit, fuhr ich mit der Eisenbahn durch Hanau. Langsam fuhr der Zug, ein Polizeiwagen erinnerte an das Polizeiaufgebot, das die schreckliche Gewalttat am vergangenen Mittwoch nicht verhindern, sondern nur registrieren konnte. Der Zug bewegte sich behutsam durch die Stadt, und auch Hanau selbst schien innezuhalten. Oder kam es mir vom Zug aus nur so vor? Die Autos, die vorbeifuhren, die wenigen Menschen, die ich auf der Straße sah, spiegelten sie den Anschein von Normalität vor oder drückte sich in ihnen das Erschrecken über eine Gewalttat aus, über die wir nicht und niemals zur Tagesordnung übergehen können?

Mit oder ohne Waffenschein kann und darf niemand sich anmaßen, er habe ein Recht dazu, Menschen, die ihm fremd vorkommen, mit Gewalt aus dem Weg zu räumen. Der Hinweis auf eine mögliche seelische Krankheit verharmlost keine der politischen Reden, mit denen die Hemmschwelle zur Anwendung von Gewalt herabgesetzt wurde und wird. Du sollst nicht morden! Mord an Menschen fremder Herkunft ist durch nichts und durch niemanden gerechtfertigt.

Ratlos und mit dunklen Gedanken fuhr ich durch Hanau. Auf welchem Weg der Täter zu seiner unfasslichen Bluttat kam, werden wir nie ergründen. Es nützt nicht viel, im Nachhinein zu fragen, ob ihm der Waffenschein zustand, der ihm solche mörderischen Aktionen ermöglichte. Viel wichtiger als solche Spekulationen ist die Frage, was in unserer Macht steht, um solche Bluttaten zu verhindern. Mit dieser

großen, uns überfordernden Frage hören wir auf das Evangelium dieses Sonntags.

II.

Zwei Vorgänge werden beschrieben, deren innerer Zusammenhang nicht leicht zu erkennen ist. Jesus kündigt sein eigenes Leiden an, ein Leiden auf Leben und Tod. Und er begegnet einem Leidenden, der das Augenlicht verloren hat, dadurch orientierungslos wurde und nicht weiß, wie es weitergeht.

Jesu eigenes Leiden ist das erste. Er kündigt an, was ihm bevorsteht: seine Passion, die keineswegs verständlicher wird, wenn dafür Ankündigungen der Propheten früherer Zeiten in Anspruch genommen werden. Das einzige, was den Spott, die Misshandlungen, das Anspucken, die Geißelung und den Tod in ein anderes Licht rücken, ist die Zuversicht Jesu, dass der Tod nicht das letzte Wort behält: „am dritten Tag werde er auferstehen.“

So schrecklich die Abfolge der Leidenserfahrungen ist, die Jesus vor sich sieht – am Anspucken bin ich hängen geblieben. Am Vortag des Massakers von Hanau hörte ich einer Politikerin zu, die berichtete, sie werde angespuckt, sei es in einem Bahnhof, auf dem sie ihren Zug erwartet, oder in einem Park beim Morgenlauf. Ein Vorbeilaufender hält inne, erkennt sie als Vertreterin einer von ihm abgelehnten politischen Position und spuckt sie an. Das muss man erlebt haben, um zu wissen, wie entehrend es ist. Die Spucke, die sich in unserem Mund sammelt, oder die abschätzig Bewegung, in der wir mit dem Handrücken einem anderen ins Gesicht schlagen, reichen, damit der oder die Betroffene weiß: In den Augen des anderen bin ich ein Nichts.

Jesus sah diese entehrende, entwürdigende Handlungsweise nicht nur voraus; er erlebte sie am eigenen Leib. Da waren Menschen mit Absicht in den Dienst des römischen Prokurators getreten, damit sie ein

Recht zu solchen Handlungsweisen erhielten: auf andere spucken, sie mit dem Handrücken demütigen. Das ist lange her. Doch unversehens passiert dasselbe in einem der vielen Berliner Parks und Grünflächen. Die Schönheit unserer grünen Stadt wird plötzlich zum Horror. Lass Dich bloß nicht erkennen, sonst spuckt Dich einer an. Hat die Menschheit in zweitausend Jahren nichts dazugelernt?

Gibt es einen Trost in dem, was Jesus bevorsteht? Er sieht klar voraus, dass es in seinem Fall beim Spucken nicht bleibt, so grässlich es ist. Ihm steht bevor, was mit dem Spucken beginnt, aber in der Spirale der Gewalt weitergeht: Das Würfeln um seine Kleider, der Tod am Kreuz. Was ihn trägt, ist allein das Vertrauen, dass Gott einer solchen Erniedrigung, einem solchen Tod nicht das letzte Wort lässt. Er fährt Beleidigern und Mördern nicht in die Parade – es sei denn, sie lassen sich von seinem Wort berühren, von seinem Geist der Liebe verwandeln. Wer durch einen Panzer der Eigensucht gegen Gottes Geist immun ist, wird den Weg gehen, auf den sein Egoismus ihn weist – es sei denn, jemand tritt noch rechtzeitig dazwischen und stellt sich schützend vor die Opfer. Aber was Jesus trägt, ist ein Vertrauen, das über Egoismus und Eigensucht hinausweist: Gott behält das letzte Wort. Am dritten Tag wird er auferstehen.

Überraschenderweise endet unser Predigtabschnitt nicht mit der Leidensankündigung Jesu. Menschliches Leiden tritt uns noch in einer anderen Form entgegen, in der Gestalt eines bettelnden Blinden, eines blinden Bettlers. Es reicht nicht, dass er nichts sehen kann; er hat auch nichts, wovon sich leben lässt. Er bettelt deshalb die Menschen an, ohne sie sehen zu können. Er hat keine Chance, die Körpersprache der anderen wahrzunehmen, wenn er sie – meist vergeblich – anspricht.

Blind würde, so ist meine Erfahrung, in den S-Bahnhöfen Berlins niemand zu betteln wagen. Denn nur wenn man die Vorbeigehenden anschaut, kann man die Erfolgschancen abschätzen. Nur wenn man das

Umfeld beobachtet, kann man hoffen, dass einem nicht sofort geraubt wird, was man gerade eingesammelt hat.

An einem blinden Bettler gehen fast alle achtlos vorbei. Das fällt auch viel leichter, als einem anderen Auge in Auge zu zeigen, dass man mit ihm nichts zu tun hat. Und wer nicht auf den Blick reagiert, der reagiert vielleicht auf die Worte. In einer unserer S-Bahn-Stationen wünscht der Bettler morgens Gottes Segen. Viele gehen trotzdem vorbei, denn sie wissen nicht, was das ist. Aber der Bettler hofft auf Menschen, die den Segen, unter dem sie stehen, mit ihm teilen.

Der blinde Bettler in der Nähe von Jericho kann die Menschen nicht durch seinen Blick taxieren. Nur durch die Töne kann er ahnen, was geschieht. Als Jesus vorbeikommt, hört er nur, dass etwas anders ist. Es kommt jemand vorbei, der ein besonderes Charisma hat. Stille breitet sich aus, obwohl so viele Menschen da sind. Jesus von Nazareth geht vorüber, kommt vorbei. Der Bettler weiß: Der hat eine Vollmacht; er prunkt nicht mit seiner Macht, er hat Autorität. Vielleicht sogar über die Blindheit? Jesus merkt, dass der Blinde den Kontakt mit ihm sucht. Er entzieht sich nicht – anders als ich und viele andere, wenn der Berliner Bettler am Morgen wieder einmal Gottes Segen wünscht. Wenn ich seinen frommen Wunsch erwidere, hält er sofort die Hand auf. Jesus ist mutiger. Er weicht dem Blinden nicht aus. Dass seine Entourage – so muss man in diesem Fall seine Jünger bezeichnen – ihn vor dem blinden Bettler abschotten will, reizt Jesus dazu, dass er es genauer wissen möchte: „Was willst du?“ fragt er. „Ich will, dass ich wieder sehen kann.“ Darauf Jesus: „Sei sehend! Dein Glaube hat dir geholfen.“

Unmittelbar an Jesu Leidensankündigung schließt sich ein anderes Leiden an. Dem eigenen Leiden will Jesus nicht ausweichen. Aber das Leiden des Blinden will er lindern: „Sei sehend. Dein Glaube hat dir geholfen.“ Und der Blinde wird sehend und folgt Jesus nach. Nicht nur er

lobt Gott, sondern auch das Volk. Denn die Welt verändert sich, wenn Blinde wieder sehend werden.

III.

Ich finde die Abfolge dieser beiden Leidensgeschichten sensationell. Jesus stellt sich dem eigenen Leid; er erwartet nicht, dass er ihm entgehen kann. Auch uns ermutigt er, unausweichlichem Leiden standzuhalten. Aber als ihm einer begegnet, der auf ihn hofft, obwohl er ihn nicht sehen kann, verlangt er ihm keine Fortsetzung seines Leidens ab. Im Gegenteil: Sei sehend; Dein Glaube hat dir geholfen.

Das Leiden Jesu ist kein Grund dafür, unnötigem Leiden irgendeinen Sinn zu unterstellen. Helfen ist angesagt, wo immer es möglich ist. Nur so lässt sich dem Leiden das Zutrauen zum Leben entgegensetzen. Der Blinde braucht nicht blind zu bleiben. Wer angespuckt wird, hat ein Recht darauf, sich nicht mehr davor fürchten zu müssen. Wir alle kämpfen für eine Gesellschaft, in der Menschen nicht erniedrigt und also auch nicht angespuckt werden. Jesus leidet nicht deshalb, damit sich diese Art von Leiden wiederholt, sondern damit sie ein Ende findet. „Ein für alle Mal“ sei Jesus am Kreuz gestorben, sagt der Hebräerbrief. Wiederholungen sind nicht vorgesehen.

Wir wissen also, was zu tun ist. Wo immer die einen andere zum Opfer machen, stellen wir uns dazwischen. Wir suchen nach geeigneten Wegen dazu, dass der Opferritus ein Ende findet. Manchmal können wir selbst tätig werden. Wir entdecken einen Syrer, der Forstwirtschaft studiert hat; genau betrachtet kann er sich nicht nur im Wald, sondern auch im Garten nützlich machen. Es könnte auch ein Garten in Zehlendorf sein. Ein andermal hilft gegen die Gewalt nur die Gewaltabwehr des Staates; dann muss sie rechtzeitig in Anspruch genommen werden, bevor es zu spät ist. Ich wünschte, die Polizei hätte eingreifen können, bevor der Täter von Hanau um sich schoss.

Und ich ziehe daraus den Schluss: Die Zeiten sind zu ernst, als dass man das Gewaltmonopol des Staates verspotten dürfte. Es soll so selten wie möglich eingesetzt werden, aber wenn nötig, dann rechtzeitig und nicht zu spät. Denn Jesus will, dass die Menschen gerettet werden, ihm nachfolgen und Gott preisen. Dann – und nur dann – können wir den Satz getrost nachsprechen, mit dem das Evangelium dieses Sonntags schließt: „Und alles Volk, das es sah, lobte Gott.“ Tun wir das Unsere dazu, dass das Gotteslob nicht in der Kehle stecken bleibt.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.